

I.

Gymnasialjahre. Freunde. Autorberuf.  
1779 — 1781.

---

Zu Ostern 1779 bezog Richter, 16 Jahr alt, das Gymnasium in Hof. In Schwarzenbach hatte er sich in aller Stille Kenntnisse erworben und eine Denkkraft entfaltet, die ihn weit über seine Mitschüler, über die ohnehin unbedeutende Schule und über sein Alter erhob. Wohl hatten der wohlwollende und geistesfrische, bejahrte Rector Werner und mehr noch der früher genannte Kaplan Böckel, ein jüngerer Mann von guten Kenntnissen und Fähigkeiten, auf diese frühzeitige Entwicklung beträchtlichen Einfluß; inzwischen wurden beide überboten durch den Pfarrer Vogel in dem benachbarten Dörfchen Rehau, einen Mann voll Phantasie, Wiß und Menschenliebe, und dieser selbst wieder durch seine reichhaltige Bibliothek, die dem lernbegierigen Knaben, wenn auch mit Einschränkung, offen stand. Noch im späten Alter hielt Jean Paul das Andenken an diesen ausgezeichneten Mann heilig und maß den von ihm empfangenen literarischen Wohlthaten einen hohen, für seine Bildung entscheidenden Werth bei.

Das Gymnasium in Hof bot wenig Mittel höherer Geistesentwicklung. Weder der Rector Kirsch, noch der Con-

rector Kennebaum waren hervorragende Lehrertalente, ob-  
 schon dem ersteren ausgebreitete Kenntnisse, namentlich der  
 orientalischen Sprachen, zu Gebote standen; und Richter sah  
 sich sowohl für seine Vorliebe nach philosophischem Wissen  
 ganz auf sich und seine bisherigen Studien verwiesen, als  
 ihm auch das historische, für das er ohnehin gleichgültig war,  
 durch einen trocknen, mit ermüdender Langsamkeit fortschrei-  
 tenden Vortrag gänzlich verleidet wurde.

Zu dieser Noth des Geistes kamen nun auch noch eigen-  
 thümliche Leiden des Herzens, unbedeutend und nichtig aller-  
 dings für Tausende, für ein Gemüth aber, wie das von  
 Richter, bitter und schmerzhaft. Richter war nach der Auf-  
 nahmsprüfung vom Rector zum „obern Primaner“ erklärt,  
 und nur auf des Vaters Einspruch, der die Mißgunst der  
 Mitschüler fürchtete, als „mittlerer Primaner“ eingeschrieben  
 worden. Auch dieser Vorzug war unerhört, und weckte bei  
 den übrigen Schülern, die von unten hatten anfangen müs-  
 sen, die von dem Vater gefürchtete Leidenschaft, die auch um  
 so leichter ihr Opfer erreichte, als dieses frei wie ein Lamm  
 von irgend einer Bosheit, auch nirgend eine voraussetzte.  
 Nun war am Gymnasium ein ehemaliger Tapetenwirker und  
 Bücherverleiher als französischer Sprachmeister angestellt und  
 erfuhr das solchen Lehrern in der Regel ausgeworfene Loos  
 allgemeiner Nichtachtung um so eher, als er nicht nur lä-  
 cherlich und widrig, sondern auch wissenschaftlich und pädago-  
 gisch vollkommen unfähig war und das Französische weder  
 richtig schrieb noch aussprach. Dieser Mann wurde als Mit-  
 tel erwählt, Richtern eine Niederlage zu bereiten, und der ein-  
 zige Bekannte, den dieser in der Classe hatte, Reinhart  
 (nicht der Maler, sondern sein Bruder) gab sich zum Verrath

her. Er sagte ihm nehmlich, daß es herkömmliche Sitte und Pflicht sei, daß jeder angehende Primaner in der ersten französischen Stunde dem Sprachmeister die Hand küssen müsse; und als nun, arglos und ehrerbietig, Richter dieser angeblichen Pflicht nachkam, und mit den Lippen nach der sich sträubenden Hand des alten Tapetenwirkers haschte, und dieser in der Meinung einem neuen und bei einem Ankömmling um so ungerechtern und bitterern Hohn ausgesetzt zu sein, mit wüthenden Zornausbrüchen auf den Unschuldigen los- und mit einem Donner von Flüchen zur Thüre hinausfuhr — da war des triumphierenden Spottgeschrei's der Classe kein Ende und Maß, und der um seiner Einsicht und Kenntnisse willen so hochgestellte neue Primaner stand überlistet, verlassen und verlacht unter den Genossen, in denen er Freunde zu finden gehofft. Nur einer von allen schloß sich von dem allgemeinen Freudentumult aus, Christian Otto, und das Saamenkorn einer das ganze Leben durch- und überdauernden Freundschaft ward in jener trüben Stunde gelegt. Von Reinhart aber war Richter geschieden und blieb es; wir begegnen ihm erst wieder am Ende, wo das Schicksal ihm aufgegeben, das früh gethane Unrecht auf eigenthümliche und überraschende Weise zu sühnen.

Inzwischen war Richter nicht so überaus zahm, wie seine Mitschüler nach diesem Vorfall voraussetzten, und ein zweiter Versuch, seine Gutmüthigkeit zu mißbrauchen, mißlang vollständig. Ein altes Herkommen hatte den untern Primanern die Last aufgelegt, den mittlern und obern das Frühstück vom Bäckerladen zu holen; diesem Herkommen sollte auch Richter unterworfen werden; aber es ging nicht; denn — er ging nicht. Hatte er hier durch Entschiedenheit seinen „Hussiten“, wie er die Angreifer benannte, besondrer Achtung eingeflößt, so sollte

er bald durch ein Ereigniß anderer Art und auf eine ihm gemäßere Weise in das richtige Verhältniß zu seinen Mitschülern gehoben werden.

Am Höfer Gymnasium bestanden, wie noch jetzt an vielen Orten in Sachsen und Preußen, zur Uebung der Sprache, des Scharfsinns und der Beredtsamkeit, Disputirübungen zwischen den Schülern unter dem Vorsitz des Rectors, dem in der Regel die Entscheidung anheim fiel. Als die Reihe des Opponentens Richtern traf, hatte der Rector ein Thema aus der christlichen Dogmatik gewählt. Nun war Richter, theils aus angeborener Geistesrichtung, theils durch den Umgang mit seinen entschieden rationalistischen ältern Freunden in Schwarzenbach und Rehau der Heterodoxie zugewendet und hatte sich durch seine Privatstudien eine Fülle von Kenntnissen erworben, von der Niemand, am wenigsten der Rector etwas wußte und die er nur in der Disputation, die er nicht als Gymnasialübung, sondern als Herzensangelegenheit führte, als Waffen wider den Respondenten und den Rector und seine heilige und unfehlbare Glaubenslehre in die Hand nahm. Der Erfolg war unerhört. Der Respondent mit seinen gewöhnlichen Primanerkenntnissen war bald zum Schweigen gebracht, aber eben so vergeblich, weil ihm die Mittel fehlten, kämpfte der Präses Rector gegen den jungen durch seine Siege immer muthiger vorwärts schreitenden Himmelsstürmer, bis er in der Verzweiflung zu der Machtvollkommenheit des Gymnasialrectorantes griff und Schweigen gebot, aber auch ohne alles Schlußceremoniell Katheder und Schulsaal verließ, worauf Richter von der ganzen Classe als Sieger gepriesen und um seines Sieges willen geachtet wurde. Von der Zeit an erfuhr er keinerlei Neckerei mehr.

Nicht ganz so glücklich war der Erfolg in der Stadt Hof und von vielen Seiten erhob sich heiliger Eifer und fromme Scheu gegen den jungen „Atheisten.“ Dagegen schlossen sich einige seiner Mitschüler mit besondrer Liebe an ihn an und Richter erlebte das Glück der Freundschaft, nach dem seine Seele als nach der höchsten Jünglings-Seeligkeit schmachtete.

Der eine der jungen Männer, mit denen Richter den Bund der Freundschaft schloß, war der obengenannte Christian Otto, eines wohlhabenden Kaufmanns Sohn, dessen Besonnenheit und Sinn für Recht und Schicklichkeit von inniger Liebe und Herzlichkeit durchwärmt wurden. Er ward später der erste Vertraute für Richters literarische Pläne, Unternehmungen und Werke, sein Censor und Rathgeber (wie aus dem Briefwechsel beider hervorgeht \*), und Jean Paul hat die Conjectural-Biographie \*\*) an ihn gerichtet und darin, wie an vielen andern Stellen in seinen Werken, vielfältig von seiner großen Liebe zu ihm Zeugniß gegeben. Otto überlebte seinen Freund um einige Jahre, nachdem er noch angefangen, den literarischen Nachlaß desselben zu einer Biographie („Wahrheit aus Jean Pauls Leben“) zu benutzen.

Der zweite war Joh. Bernh. Hermann, der Sohn eines armen Zeichners, der neben seinem wissenschaftlichen Eifer auch noch die Forderungen des Vaters befriedigen, Wolle spinnen und Kinder warten mußte. Er war ein ma-

\*) Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Otto. Berlin 1829.

\*\*) Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf. S. W. 2. Aufl. Bd. 13.

thematischer Kopf, von hoher Genialität, und einer seltenen Energie des Wissens und Wollens. Er gab noch als Student unter dem Namen „Marne“ zwei kleine Schriften heraus: „Ueber die Mehrzahl der Elemente“ und „Ueber Licht, Feuer und Wärme“, starb aber, aufgerieben von geistiger Anstrengung und äußerlicher Noth, zu Anfang des Jahres 1790 in Hof. Richter schwärmte mit Hochachtung für seinen Geist und seine Gaben; er hatte seinem Gedächtniß ein besonderes Werk bestimmt, dessen Anfang unter dem Titel „Die Geistererscheinung“ sich unter dem Nachlaß findet und, nach dem handschriftlich gleichfalls noch vorhandenen Plane, zu den „Biographischen Belustigungen“ bestimmt war, einen Theil derselben auszumachen.

Der dritte dieser Jugendfreunde war Ad. Lorenz v. Derthel, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehre Rittergüter (Töpen u. a.) und dazu den Adel gekauft, und eben diesem seinen Sohne ein schön an der Saale gelegnes Gartenhaus in Hof eingeräumt hatte. Derthel war eine poetische, weiche Natur, ganz geeignet die Schwärmerei und Empfindsamkeit seines Freundes, wie sie durch Natur, Neigung und die neuesten Schriften (Werther &c.) angeregt war, zu theilen und zu steigern.

„Ach die wenigen Zeilen“, schrieb ihm Richter eines Tages als Antwort auf einen seiner Briefe, die sie sich schrieben, — ob schon sie sich täglich sahen, — „haben mir Thränen verursacht, mir — der wenig Freude hat; denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so siehe nachts zu deinen Gängen in dem Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann dran — wie wir jenseits hinüber über das be-

leuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden auch bald vollendet — bald das ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast; und nun kann ich nicht mehr schreiben — — fließet Thränen. — —

Doch noch was. — Lauter Sterbegeanken umgeben mich jetzt — vielleicht dich auch; und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst, ruhiger Mond! senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern all die harmlosen nachbarlichen Hügel — bei den Gräbern wandelnd — zu spähn! Schauerlich wenn's so todtenleise um dich her ist, und es dich ergreift das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süß schlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt. — Lies in Yorik's Reisen im 1ten Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war. — —

Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls — —

Dein Freund Richter.“

Auch Derthel erlag in seinen Jünglings-Jahren einem übermäßigen wissenschaftlichen Eifer und starb in den Armen seines Freundes zu Töpen, nachdem beide die Universitätsjahre in Leipzig gemeinsam durchlebt. Sein Gedächtniß verewigte Jean Paul in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der grönländischen Prozesse mit folgenden Worten:

„B wohlwollende Leser sind gewiß mehr darüber erfreut als verdrießlich, daß ich hier des besonderen Werthes, welchen diese Grönländischen Prozesse für mich haben, gedenke, insofern sie

ein Gedächtnißmal der Freundschaft sind, an welche sonst andere Prozesse eben nicht erinnern. Nämlich ich und Adam von Derthel aus Hof waren Gymnasium-, Universitäts- und Jugendfreunde — und sind's nach so vielen Jahren noch, hoffe ich, obgleich einer von uns schon lange gestorben ist. Der kränkliche, aber reiche Jüngling macht von dem Buche des ferngefunden, aber armen Freundes in seinen von akademischen Arbeiten überladenen Vormitternächten eine Abschrift für den Druck, weil der Verfasser, wie jeder angehende, ungeachtet seiner netten Hand, in Mengsten stand, er schreibe nicht leserlich genug für den Setzer, indeß ein alter Autor immer umgekehrt voraussetzt, er schmiere lesbar für Jeden. Was wäre denn aber an einer Million Druckfehler gelegen gewesen? — Jetzt wundere ich mich nur über mein Einwilligen in ein so langes Aufopfern. — Aber es war eben die Zeit der ersten Freundschaft; in dieser nimmt man ebenso ohne Berechnung alles an, weil man ebenso ohne Berechnung alles hergiebt. — Du schönste göttliche Zeit! — Aber nicht ganz bist du in die Ewigkeit entflohen, wohin du gehörst, sondern du hast noch jedem einige Stunden zurückgelassen! — Und in diesen kann und will ich den Spätfreund so lieben, als wäre er ein Jugendfreund, und an meinen so sehr früh dahin gegangenen Derthel denken.“

Allen drei Freunden aber vereinigt gelten die Schlussworte der „Mumien.“ S. diese Ausgabe ausgewählter Werke Bd. 2. zu Ende.

Der Hang zu jener auflösenden Schwärmerei Richters, die besonders in der Freundschaft mit Derthel Wachsthum und Nahrung fand, ward mehr als aufgewogen durch ernste Studien, Vorliebe für philosophische Forschungen und das dunkle Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung als Schriftsteller. Am

Gymnasium bestand die Einrichtung eines feierlichen jährlichen Actus, bei welcher vorzügliche Schüler der obern Classe vor großer Versammlung (vor der Schulinspektion und den Honoratioren der Stadt) Reden oder Gedichte eigener Arbeit vorzutragen hatten. Die Auszeichnung, für diesen Actus erwählt zu werden, traf Richter in seinen beiden Gymnasialjahren. Zum Thema seiner nach den Regeln der alten Rhetorik wohl eingetheilten Rede wählte er das eine Mal „den Werth des frühzeitigen Studiums der Philosophie“, das andre Mal „die Bedeutung der Erfindung neuer Wahrheiten.“ \*) In beiden tritt die eigenthümliche Geistesrichtung Richters, seine Begeisterung für die Wissenschaft, Schärfe des Denkens und Weichheit des Gefühls deutlich hervor; in letzter aber ganz besonders sein frühzeitig entschiedener warmer Eifer für fort- und höher schreitende allgemeine Bildung, die er von der seelen- und haltlosen Luft der bloßen Verneinung und Zerstörung mit großer Klarheit schon in seinem 16. Jahre zu scheiden wußte.

„Nichts ist nützlicher, sagt Richter in dieser seiner Rede, und edler als die Erfindung neuer Wahrheiten — dieser Satz findet Widerspruch, aber er ist leicht zu beweisen. Der Mensch ist ein eingeschränktes Wesen, das seine Fähigkeiten stufenweise entwickelt und die Vollkommenheit seines Daseins allmählich erreicht. Denn Gott nur ist alles, was er sein kann, auf einmal. Je mehr nun der Sterbliche fortschreitet, desto mehr erweitert sich sein Gesichtskreis, desto mehr Ideen umfaßt er, desto besser kann er ihre Verbindungen wahrnehmen und durch

\*) Die erste ist abgedruckt in S. Ps. sämtlichen Werken, I. Ausg. Bd. 63; doch scheint die letztgenannte früher zu sein.

Sean Paul's ausgew. Werke. XVI.

Vergleichungen und Schlüsse Wahrheiten erfinden. Nothwendigerweise muß hernach der, der mehr kultiviert, mehr denkend ist, Wahrheiten erfinden, die jenem, der lange vor ihm lebte, der weniger gedacht hatte, neu und unglaublich scheinen müssen, wenn er sie hörte. Und ist alsdann diese Erfindung nicht gut, nicht edel? Oder sollen wir sie gar verwerfen, weil sie neu ist? Was hat denn dieses Neue für ein Kennzeichen des Verwerflichen, des Falschen, an sich? Keines. Außer daß tausend Menschen nicht den Verstand und den Tieffinn gehabt haben, um dahin zu dringen wie dieser — vielleicht auch nicht gekonnt haben. Gemeiniglich erfindet der große Geist, das Genie das Neue, über welches der Dummkopf \*) schreit, das aber der Kluge untersucht. Jede Erfindung neuer Wahrheiten, die Gründe für sich haben, muß uns demüthigen, zeigt unsre Eingeschränktheit an, unsern stumpfen Blick, der nicht scharfsichtig genug war, um schon längst eben dieses zu erfinden. Denn wenn z. B. ein Newton eine ganz neue Theorie der Schwere erfindet, so erfindet er jetzt nicht die Sache selbst; — denn schon Millionen Jahre vor ihm zog schon ein Weltkörper den andern an, er legt auch nichts Neues hinein, sondern er entwickelt nur unsre dunklen Ideen davon, er macht nur das Unsichtbare unsrer Vorstellungen sichtbar, er verbindet nur die Sätze, die vor uns lange da lagen, und macht die Conclusion daraus. Und eben dieß ist's, was uns die Erfindung neuer

\*) Die Handschrift enthält die Correcturen des Rectors, die hier natürlicher Weise wegfallen. Für den „Dummkopf“ hatte der Rector Einen substituiert, „welcher im Denken am wenigsten geübt ist“ und am Rande bemerkt: „Dummkopf,“ zwar wahr, aber auffallend in einer solchen Versammlung.

Wahrheiten so schätzbar macht. Alle Wissenschaften entstanden durch sie — eine jede Wissenschaft war bei ihrem Ursprunge eine dürftige Sammlung hie und da zusammenhängender Ideen — aber überall waren Lücken, waren falsche Sätze. Diese Sammlung kam auf die Nachkommen, die ein System daraus machten und überall die Lücken auch durch falsche Sätze auszufüllen suchten.

Bald nun kommt ein Tiefdenkender, reißt hie und da nieder — verwirft die falschen Sätze, baut auch wieder auf. Dieses wird dann weiter fortgepflanzt auf andre Nachkommen, und immer mehr wird's verbessert. Dieses ist der Gang, durch welchen alle Wissenschaften einige Vollkommenheit erlangt haben — anders kann der menschliche Geist nicht. Was sollen wir aber nun von dem halten, der alle diese Neuerungen verwirft, der glaubt, das ganze System, das er von seinen Voreltern empfing, sei unverleglich, unwiderleglich? Wenn nun alle so gedacht hätten, wären wir jetzt nicht noch auf dem Punkte, wo Noah und seine Söhne in den Wissenschaften standen? — Wenn man so dächte, würde nicht aller Eifer im Menschen nach Wahrheit erstickt werden? und der Fortschritt der Wissenschaften? dieser wäre hin, ewig verloren. Man braucht nur ein wenig mit scharfen Blicken die Geschichte des Menschen, seiner Kultur, oder Barbarei zu betrachten, um wahrzunehmen, wie wenig jede Wissenschaft bei ihrem Anfang war und sein konnte, wie sie erst nur stufenweise erhöht wurde und was die Erfindung neuer Wahrheiten zu ihrem Wachsthum beigetragen habe! Wir wollen, um dieß deutlicher zu erweisen, einige Wissenschaften betrachten und sehen, wie sehr sie Neuerungen vervollkommnet haben. Unter den Wissenschaften, in welchen man sich gegen die Neuerungen am meisten setzt,

oder die man gar derselben unfähig hält, kann man wohl die Theologie rechnen. Nie wird man mehr darüber schreiben, als wenn in der Theologie eine alte Lehre verändert oder eine neue hineingebracht werden soll, und Niemand kann sich mehr verhaßt machen als eben der, der solche Neuerungen vorbringt. In gewissem Verstande kann man auch Recht dazu haben: wenn man nehmlich Religion und Theologie als Dinge einerlei Art betrachtet. Aber ich muß erst sagen, daß zwischen Religion und Theologie ein Unterschied zu sein scheint. Diese besteht aus einem künstlich geordneten Vortrage der Religionslehren und ist besonders dem Lehrer nöthig; jene ist der Unterricht, der jedem Menschen zur Gottesverehrung nöthig ist, und besteht aus einem simplen und praktischen Inbegriff der Religionslehren. Theologie hängt eben nicht so genau mit der Religion zusammen, sondern steht nur insofern mit ihr in Verbindung, wiefern sie eine Anstalt genannt werden kann, die Bildung der Lehrer der Religion zu erleichtern. Die christliche Religion hat Jahrhunderte ohne Theologie bestanden — recht wohl bestanden. Ist nun Theologie eine Wissenschaft, so ist sie Neuerungen fähig; und sie sind in ihr ebenso nöthig und nützlich als in irgend einer. Oder sollte diese Wissenschaft allein, wenigstens in ihren Sätzen und Lehren, des Weiter-schreitens, oder wie jeder Schritt vorwärts neu ist, der Neuerung unfähig sein? Oder ist sie nicht vielmehr, so lange Menschen sind, merklich weiter fortgeschritten? Stellet den Mönch, der ein Jahrhundert vor Luther'n lebte, und laßet ihn sein Religionsystem vortragen, wie schwankend! wie widersprechend aller gesunden Vernunft und der Bibel! — und dann einen Mönch aus dem vergangenen Jahrzehent, und verhöret sie — welcher auffallende Unterschied! Jener wird Sätze für Kezerei

ausgeben, die dieser mit aller Zuversicht ohne Bedenken annimmt. Jener wird jeden Redlichen, der seine Religion nicht hat, in die unterste Hölle verdammen, dieser wird vom Schicksal des Heiden nach dem Tode mit Zurückhaltung sprechen — ist das nicht Fortschritt der Theologie? Noch mehr muß dieses erhellen, wenn man einen protestantischen Priester gleich nach der Reformation gegen einen aus unsern Zeiten stellt; jener wird mit aller Hestigkeit in Schriftstellen Beweise für diese oder jene Lehre finden, wo dieser, durch bessere Kritik und Exegese belehrt, nichts sieht — jener intoleranter, dieser toleranter handeln! Wer will hier den Fortschritt der Theologie, den großen Fortschritt, der in wenig Jahren geschah, verkennen? Und ist sie dieses nicht mehr fähig? sind die Quellen, woraus der Theolog schöpft, versiegt und ausgetrocknet? Exegese — wer wird wohl behaupten, daß diese zu Luther's Zeiten ebenso blühte wie jetzt? Hatte man dazumal alle die Hülfsmittel, die dazu erfordert werden — Kenntniß von den Gebräuchen der Morgenländer, des Genius der griechischen und hebräischen Sprache im A. und N. Testament? lebte zu jener Zeit ein Michaelis, Tychsen, Semler, Teller, Griesbach? Und eben diese Männer gestehen aufrichtig, daß noch Vieles dunkel ist — noch tausend Stellen mehr Berichtigung brauchen, die dem künftigen Kritiker bleiben — noch Stellen, die sogar wichtige Artikel betreffen. Die zweite Quelle, die theologische Kenntniß zu befördern, ist die Philosophie. O, wer wollte es wagen, von dieser zu behaupten, sie sei, auch in dem was die Theologie betrifft, zu ihrer Vollkommenheit gebracht? Nie wird der menschliche Verstand die Tiefen der Philosophie, besonders wo sie mit der Theologie zusammengrenzt, durchschauen können. Also die zwei Quellen für den Theologen sind noch

nicht ausgeschöpft, werden's auch so bald nicht werden. Sind also nicht die Neuerungen für die Theologie wichtig, nöthig und nützlich — so nützlich als es irgend bei einer Wissenschaft sein kann? „Ja! antwortet man mir vielleicht, man sollte doch nichts ändern, denn würde wohl Gott so viele Christen Jahrhunderte lang in Irrthum haben hingehen lassen?“ Einer der schwächsten Einwürfe — der alle Untersuchung des Wahren verbannt, der zuviel beweist. Konnte nicht der Doktor Ek in seiner Disputation eben dieses zu Luther'n sagen, und mit Recht sagen? Hatte man nicht Jahrhunderte durch an ein Fegfeuer, einen Ablass, eine Messe und tausend andere Ungereimtheiten, die wirklich das Wesentliche der Religion betreffen, geglaubt? — Wenn die Menschen die Wahrheit nicht einsehen — und wenn es für sie jetzt gerade nicht zuträglich wäre — wird Gott wohl da Wunder thun? Ueberläßt er nicht das der allmählichen Aufklärung des Menschen? Und wenn der Mensch durch die Lage, die Umstände, in denen er sich befand, nicht anders konnte und irren mußte, wird er's zurechnen? — — Also sind die Neuerungen nicht überflüssig. Sie haben überdieß noch einen zufälligen Nutzen, der sich vorzüglich in unseren Tagen äußert. Eben die Neuerungen, die falsch waren, die Einwürfe gegen die Religion haben sie nicht wankend gemacht, noch sie umgestoßen — nein, man hat sie widerlegt, das christliche Religionsystem fester, bestimmter gemacht, und es vor den Blößen bewahrt, die es den Freigeistern bloßstellten. Alle die Voltaire's, die Hume's, die Lamettrie's und ihre ganze Reihe haben Anlaß zu den vortrefflichen Bertheidigungen der Religion von einem Jerusalem, Nösselt, Less u. s. w. gegeben. Welche Freude würde den edlen Luther erfüllen, wenn er jene Bertheidigungen läse und das Gebäude der

Religion auf den Stützen fast aller Wissenschaften ruhen sähe? Würde er nicht Gott danken, der in seiner besten Welt jedes Böse zum Vortheile des Ganzen ausschlagen läßt? Getrost kann der Theolog mehre Einwürfe erwarten, denn auch ein Lessing'scher Fragmentist hat seinen Widersacher gefunden.

Aus diesem scheint mir der Nutzen der Neuerungen in der Theologie unwidersprechlich zu erhellen.“

Außer seinen Schulstunden und Schularbeiten beschäftigte sich Richter auf eine Weise, in der sich sein Schriftsteller-Beruf, (wenn auch ihm noch ganz unbewußt, doch mit Entschiedenheit ankündigte und mit der er den Grund legte ebensowohl zu seinem umfangreichen Wissen und seiner bewundernswürdigen Belesenheit, als zu dem ganz unvergleichlichen Reichthum seiner Gedanken. Er legte sich eine eigenhändige Bibliothek an, und zwar eine doppelte. Zuerst machte er sich aus allen Schriften, die er las, und deren Inhalt ihm wichtig schien, vollständige Auszüge und trug sie sorgfältig in wohlgefügte Hefte, die er, wenn sie die voraus bestimmte Stärke von 25 Bogen erreicht hatten, abschloß und mit einem doppelten Register, erstlich der exzerpierten Schriften, dann der exzerpierten Gegenstände versah. Schon in Schwarzenbach an der Saale als funfzehnjähriger Knabe hatte er diese Arbeit begonnen, und bereits im J. 1778 zwei solcher Quartanten mit 232 und 284 engzeiligen Seiten vollgeschrieben. Noch einen solchen Band schrieb er zu Anfang 1779 in Schwarzenbach und zwei in Hof, im J. 1780 fünf dergleichen u. s. f. mit unermüdlichem treuen Eifer. Er hat auch diese Methode, das Gelesene dem Gedächtniß stets zugänglich zu erhalten, sein ganzes Leben hindurch, wenn auch später in abkürzender

Weise, beibehalten. Es wirft aber ein helles Licht auf die Beschaffenheit und Richtung seines Geistes, wenn wir (aus diesen Exzerpten=Büchern) sehen, welche Schriftsteller der 15 und 16jährige junge Mann las, und was er sich aus ihnen nahm. Auch sagt er selbst darüber in einem Heft aus späterer Zeit: „Um meine Lebensgeschichte zu haben, brauche ich bloß die Bände meiner Exzerpten vor mir aufzuschlagen; an jedem extrahierten Buch hängt ein glimmendes Stück meiner Geschichte.“ Den Anfang macht das Journal für Prediger von 1770, und eine Sammlung Predigten von 1771, die allgemeine theologische Bibliothek von 1772—1778 u. a. theologische Schriften; sodann die allgemeine deutsche Bibliothek, Gellerts moralische Vorlesungen, Jerusalems Betrachtungen &c. Im zweiten Bande folgen: Ackermann über die Krankheiten der Gelehrten, Hutchesons Untersuchungen über Schönheit und Tugend, Lamberg's Tagebuch eines Weltmannes, das Grab des Aberglaubens, Sebaldus Nothanker und von der Allgem. deutschen Bibliothek viele Bände. Die einzelnen exzerpierten Stücke handeln: von der Ewigkeit der Höllestrafen, von den Wirkungen des Teufels, von den Gesinnungen des Samariters, von der Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen, von der Liebe gegen die Feinde, von der Versöhnung, vom Glauben, von der Erbsünde &c.; auch Epigramme und Gedichte komischen oder sentimentalen Inhalts finden sich. Im zweiten Bande: wie Leib und Seele an einander gefettet sind; das entzückende Vergnügen des Morgens; die Verschiedenheit der Sinne; was Schönheit ist; die wahre Quelle der Tugend; von dem blinden Religionseifer; von den Irrwischen; von Pflanzen; vom Essen, Trinken &c.; vom Großen und Erhabenen; vom Wiß; was wäre der Mensch, wenn er nicht un-

sterblich ist? von der Seligkeit nichtchristlicher Völker; Spinozistische Gottheit 2c.

Es würde zu weit führen, wollte man noch mehr von diesen Materien namentlich aufführen, davon jeder Quartant in der Regel einige hundert Nummern enthält; genug man sieht, welche Masse von Kenntnissen Richter in frühester Jugend zu erwerben mußte, wie er sie seiner Sinnesrichtung gemäß auswählte und wie er sie für Studium und etwaigen Gebrauch ordnete. Nicht minder wichtig für ihn, für uns aber bedeutungsvoller war die zweite Abtheilung seiner eighändigen Bibliothek, das Archiv seiner eignen Gedanken und Forschungen. Mit gleicher Ordnung und Genauigkeit — und das ist bei einem Genius von so überschwänglicher Phantasie und bei so überreichem Gedankenstromquell gewiß doppelt überraschend und bewundernswerth — aber auch mit einer Besonnenheit, als habe er bereits eine klare Einsicht in seine nachherige Wirksamkeit gewonnen — legte er sich Bücher an für „Uebungen im Denken“, in die er — als hätten sie irgend eine äußere, wichtige Bestimmung — mit der gewissenhaftesten Sorgfalt seine philosophischen Untersuchungen und poetischen Betrachtungen eintrug, und die er, obschon er ihnen ausdrücklich eine Bedeutung für Andre absprach, doch mit derselben Beachtung, als die Exzerpten oder später andre Schriften aufbewahrte. Ein Blick in diese „Uebungen“ ist ein Blick in die erwachende Seele des jungen Dichters und zeigt uns vollständiger sein Bild, als irgend ein beschreibendes Wort es vermöchte.

Der erste Band ist vom November 1780, doch seine Abhandlungen tragen zum Theil noch die Data vom August 1779, also aus seinem 16ten Lebensjahre. Er enthält außer

einer Folge einzelner Bemerkungen acht Abhandlungen unter folgenden Ueberschriften: 1. Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist. 2. Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen. 3. Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich. 4. Ist die Welt ein Perpetuum mobile? 5. Was Allgemeines über's Physiognomieren. 6. Unsere Begriffe von Geistern, die anders als wir sind. 7. Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringern Wesen vervollkommen. Ein zweiter Band vom Dezember desselben Jahrs enthält ebenfalls eine Reihe abgerissener Bemerkungen und folgende größere Abhandlungen: 1. Jeder Mensch ist sich selbst der Maßstab, wonach er alles Aeußere abmißt. 2. Ueber die Religionen in der Welt. 3. Man bestrafte das Laster zu streng und belohnt die Tugend zu wenig. 4. Ueber Narren und Weise, Dummköpfe und Genies. 5. Vom Gedächtniß und wie sich's zur Einbildungskraft verhält.

Das Titelblatt dieser Bücher ist von fremder Hand — denn die eigne genügte ihm nicht dafür — mit deutscher Fraktur geschrieben und dem ersten Band das Motto beigefügt: „Schon hienieden ist die Wahrheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — Engels Philosophie für die Welt.“

Sodann folgt auf dem ersten Blatt eine Anzeige über die Bedeutung dieser Uebungen im Denken, des Inhalts: „Diese Versuche sind blos für mich. Sie sind nicht gemacht, um Andere etwas Neues zu lehren. Sie sollen mich blos üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzweck, sondern Mittel — nicht neue Wahrheiten selbst, sondern der Weg sie zu erfinden.“

Ich werde mir hier oft widersprechen, manches da für wahr und dort für falsch erklären. Aber man ist ein Mensch — und nicht immer derselbe.

Es wird oft gezweifelt werden — entweder weil die Einsichten mangeln — oder weil's überhaupt besser ist, gar nichts als falsches zu glauben.

Noch einmal also: es ist blos Uebung.

Jedes Monat enthält sechs Bögen und jeder Band drei Monate. — Am Ende jedes Bandes folgen Zusätze, oder — wenn man's so nennen will — Verbesserungen. In Hof den 29. November 1780.

J. P. F. Richter.“

Man wird es verzeihlich finden, wenn wir diesen Vorschriften zuwider in die Geheimnisse der jungen Dichterseele eindringen und wenigstens einige dieser frühesten schriftstellerischen Versuche Jean Pauls in das Bild seines Lebens einflechten.

### I. Untersuchung.

Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist? \*)

Der Mensch kann sich Gott in seiner Unendlichkeit nicht denken. — Den Begriff von einem Dinge erlangt er entweder von außen, durch seine äußeren Sinne, oder von innen, durch seine Seele — durch die sogenannten inneren Sinne. Beide

\*) Charakteristisch ist, daß J. Paul schon in dieser frühen Zeit (freilich nur vom subjectiven Standpunkte aus) sich mit einer Reform der Rechtschreibung beschäftigte, Got statt Gott, Tat statt That, Her statt Herr u. schrieb, was hier als unwesentlich und störend übergangen worden.

Arten von Sinnen können ihm keinen anschauenden Begriff von Gottes Unendlichkeit geben. Alle Kräfte und Wirkungen in der Welt, wovon er den Begriff von Unendlichkeit abstrahiren könnte, sind endlich. Seine inneren Sinne können ihm auch keine Idee davon geben — denn sie sind endlich. Ferner, um sich Gott in seiner Unendlichkeit vorstellen zu können, müßte man unendliche Kräfte haben und dieß hieße selbst unendlich sein. Eine jede Kraft muß zur Wirkung ihr bestimmtes Verhältniß haben — und diese kann nie größer sein als jene, aber wohl umgekehrt. Unsere Vorstellungskraft nun steht in einem Verhältniß mit der Menge, Größe der Dinge, die vorgestellt werden — ihr ist hier eine gewisse Grenze gesetzt. Eben dieß findet beim Begriffe von Gott statt. Wir können uns überhaupt nichts denken, was keine Schranken hat. Niemand kann sich die Ewigkeit vorstellen. Also sind Unendlichkeit Gottes, Ewigkeit u. bei uns mehr Wort als Gedanke. — „Können wir uns aber Gott gar nicht vorstellen?“ Ja, wir können's. Nämlich, um uns einen Begriff von ihm zu machen, nehmen wir alle geistige Vollkommenheiten, die wir nur an uns kennen, zusammen und drängen sie in einem Bilde zusammen — und dieß nennen wir den Begriff von Gott. Es kann sein, daß das Wesen, das nach unseren Begriffen Gott ist, ein eingeschränktes, aber höheres Wesen ist als wir. Und je höher ein Geist ist, ein desto größeres, dem Urbild sich näherndes Bild (ich sage nicht „erreichendes“) kann er sich von ihm machen — aber erreicht wird's nie.

Das Vermögen haben wir, uns größere Wesen als wir zu denken, weil wir eingeschränkt sind. Ein eingeschränktes Wesen kann sich ein höheres und minder beschränktes Wesen denken. Die Ursache ist: es hat Mängel, Irrthümer, Schran-

fen, Unvollkommenheiten. Nun darf sich's blos diese Unvollkommenheiten wegdenken, so hat's das höhere Ideal. Dieß ist unser Begriff von Gott. Wir denken, das nicht eingeschränkt ist, das Alles kann, weiß, was wir nicht können; mehr brauchen wir nicht. Aber bei einem höheren Wesen als der Mensch würde eine solche Vorstellung Gott entehren — ja es würde Abgötterei begehen. Jedes Geschöpf muß sich seinen Schöpfer in Allem als das Oberste, Vollkommenste denken. Allein nur eben dieß Geschöpf. Das Geschöpf, das unter diesem ist, wird seine Gottheit mit weniger Vorzügen belegen: aber es wird deswegen auch nicht sündigen. Das über Beide erhabene Geschöpf wird seinen Schöpfer größer denken: aber eben, weil es kann. — Wenn wir sagen: Gott kann Alles, weiß Alles u. s. w., so beweist dieß nicht, daß wir den Begriff von Gott erschöpfen. Denn dieß „Alles“ ist nur ein dunkler Begriff. Lösen wir ihn auf, so sehen wir, wir verstehen unter dem Alles — dem Begreifen nach, nicht nach den Worten, denn viele Worte sind für uns sinnlos — nur das, was Wir nicht können, ob es gleich endliche Wesen noch können. — Das Vergnügen, das uns das Denken an Gottes Unendlichkeit verschafft, entsteht daher, weil wir uns Vollkommenheiten vorstellen u. Und je größere Kraft ein Wesen zum Denken besitzt, desto mehr Vergnügen muß ihm das Vorstellen der Unendlichkeit Gottes erwecken, das in dem Maße das Vergnügen des Andern davon übertrifft, in welchem er seine Denkräfte übertrifft. Niemand kann sich daher Gott unendlich vorstellen, als Er selbst. Und eben daher muß auch er unendliches Vergnügen schöpfen. — Gott kann sich auch kein größeres Wesen als sich selbst denken; denn er hat alle Vollkommenheiten und keine Mängel, woraus er,

wenn er sich diese Mängel wegächte, ein höheres Ideal bilden könnte.

August 1779.

### Ueber Narren und Weise, Dummköpfe und Genie's.

Narren und Dummköpfe — diese Benennungen bezeichnen nicht ein und ebendieselbe Sache, ob sie gleich oft mit einander verwechselt werden. Ihre Verschiedenheit läßt sich leicht entdecken.

Der Dummkopf ist das bedauernswürdige Geschöpf, dessen Geist nie mehr als eine geringe Anzahl Ideen faßt und der, tief in Finsterniß verhüllt, nie durch die Strahlen der Wahrheit erleuchtet wird; der Dummkopf ist der Polype zwischen Menschen und Thieren. — Der Narr ist dieß alles nicht: die Meisten sind Narren, weil sie zuviel wußten oder mehr, als ihnen zuträglich war. Sie verstehen viel, aber eben weil sie es übel anwenden, werden sie zu Narren. Der Dummkopf wird geboren; der Narr gemacht. Der Dummkopf kriecht wie die Schnecke so langsam, weit ist er auf dem Wege der Wahrheit zurück und unfähig weiter zu kommen. Er hat vielleicht den rechten Weg; aber ist es auch zu bewundern, daß der, der kaum einige Schritte vor's Thor hinaus ist, nicht irre geht? Der Narr ist voraus; aber er hat den rechten Weg verlassen, irrt ohne Leitsaden. Der Dummkopf ist nicht gleich zu erkennen, denn er hat es mit dem Weisen gemein, wenig zu sagen und sich nicht leicht zu entdecken. Oft nimmt er auch die Maske des Weisen an, wie der Esel die Löwenhaut; — beiden steht ihr Anzug nicht; aber nur der Scharfsinnige entlarvt sie. Der Narr hingegen wird gleich sichtbar, denn er hat ein eignes Kennzeichen an sich, das ihn

von Andern unterscheidet, wie die Montur die Soldaten — nehmlich er ist nicht wie andere Leute. Der Narr sagt alles, was er denkt — und dieß verräth ihn sogleich. Wir würden mehre Dummköpfe in der Welt antreffen, wenn mehre offenerzig genug wären, ihre Gedanken herauszusagen. — Der Dummkopf ist deswegen Dummkopf, weil er sich nicht unter den Thieren befindet, wo er als ein Genie gelten würde — der Narr deswegen ein Narr, weil er nicht in einer andern Welt als der wirklichen ist — in der nehmlich, die in seinem Kopfe existiert, wo man ihn für klug halten würde. — Den Dummkopf kann man nicht heilen, weil er so geboren wird — er ist ein Schwacher, dessen Kräfte nicht vermehrt werden können. — Den Narren kann man bessern, eben weil er schlimmer werden konnte. Er ist ein Starcker, dessen Kräfte übel gebraucht sind: es ist nichts nöthig, als sie auf eine andere Seite zu lenken. Naserei ist der höchste Grad der Narrheit — und diese heilt man in unseren Tagen. Im Schlafe sind wir Alle Narren; das macht, weil wir die Sinne nicht zum Wegweiser haben. Der Dummkopf ist's im Schlafe nicht — da ist er Embryo, er denkt gar nichts. Das Uebel des Dummkopfs besteht darin, daß er gar keine Einbildungskraft hat. Der Narr wird deswegen einer, weil er zuviel Einbildungskraft besitzt. Deswegen ist der Poet der Gefahr nahe, ein Narr zu werden. Daher der so gelobte furor poeticus. — Der Dummkopf hat sein Ebenbild unter den Thieren; der Narr nicht. Dieß zeigt an, daß dieser näher mit den Menschen verwandt ist als jener. — Alle Menschen haben zu gewissen Zeiten Narrheiten an sich und die größten am meisten — aber dumm ist nur eine kleine Anzahl. Dumm ist man beständig — ein Narr ist man oft nur auf eine kurze Zeit. — Das Herz des Dummkopfs

Kopfs ist wenig edler Bewegungen fähig — das des Narren ist zu allen aufgelegt, welche nur die Grille nicht betreffen, die ihn zum Narren macht. — Die Narren sperrt man ein oder hängt sie in Ketten — aber die Dummköpfe läßt man laufen. Sie stehen oft auf Kathederstühlen, auf Kanzeln — sie sitzen auf dem Throne. Oft braucht's nichts, um ein Amt zu bekommen, als ein Dummkopf zu sein. Denn der, der es zu vergeben hat, ist mitleidig gegen die, denen er gleich ist — schätzt an Andern das, was er an sich selbst schätzt. — Darin nur sind Dummkopf und Narr einander gleich, daß keiner glaubt, das zu sein, was er ist.

Von der Untersuchung über die verschiedenen Religionen in der Welt hier nur den Schluß:

Und was ist nun das Resultat von diesem Allen? — Dieß. Alle Religionen sind gut — und an dem Orte wo sie sind, die besten. Sie sind verschiedene Mittel zu demselben Endzweck. Jede Religion aber, der ich mit Ueberzeugung anhänge, ist für mich die beste. Für einen anderen ist sie es nicht; weil er von ihr nicht überzeugt ist. Das Christenthum ist so wenig in der Welt ausgebreitet, weil das Vortreffliche seltner ist als das Mittelmäßige. Behohnlächle also keine Religion, die du für falsch erklärst — du behohnlächelst den, der diese Religion entstehen ließ. Laß uns tolerant sein gegen die, deren Verstand wir wohl übertreffen, deren Herz aber vielleicht besser, menschenfreundlicher und liebevoller ist, als unseres. Laß uns nicht, wie sonst, Brüder morden, um einem Erhalter des Lebens zu gefallen — nicht durch Scheiterhaufen und Inquisitionen eine Religion verbreiten, welche die Liebe gebietet. Wie herrlich sind diese Aussichten! Alle unsre Brü-

der — alle unsre Religions-Verwandte — alle zu einem Himmel berufen — von einem Vater geliebt!! — —

Aus den „Bemerkungen“ der ersten beiden Hefte mögen die nachfolgenden an die gegebenen Untersuchungen sich anschließen:

## 1.

Mancher glaubt recht gottesfürchtig zu sein, wenn er die Welt ein Jammerthal nennt. Aber ich denke, er würde es eher sein, wenn er sie ein Freudenthal hieße. Gott wird mit dem mehr zufrieden sein, dem alles in der Welt gefällt, als mit dem, dem gar nichts recht ist. Bei so viel tausend Freuden in der Welt — ist's nicht schwarzer Undank, sie einen Ort des Kummers und der Qual zu nennen? Eher möcht' ich einen solchen Ausdruck dem Sohn des Unglücks vergeben, der in trüben Stunden schwarzer Melancholie sein eingeengtes Herz in Klagen ausströmen läßt. Aber von dem dickbäuchigen Abt, der auf seinem weichen Sopha herrliche Tage verlebt, der keine andre Last kennt, als eine rastlose Seele zu haben, die seine süße Ruhe durch das Gefühl Langweile unterbricht — von diesem so einen Ausspruch auf heiliger Stätte zu hören — ist unerträglich, heißt des Schöpfers spotten und seine Wohlthaten mit Undank belohnen.

## 2.

Es giebt mehr Freuden in der Welt, als man gewöhnlich glaubt; aber es giebt auch mehr Leiden, als sich einige einbilden. Wer uns bereden will, das Leben sei eine Reihe angenehmer Empfindungen, bringt jene Freuden vor, die uns einnehmen, weil sie oft der Scharfsichtigkeit unseres Auges entgangen sind. Wer hypochondrisch genug ist, zu glauben, unser Loos sei verzehrender Gram und unsre Bestimmung immerwäh-

rende Leiden, der sucht alle verborgenen Qualen zusammen und bringt unbekante Freuden nicht mit in Rechnung. Beide einzeln betrachtet irren; beide zusammen genommen geben das Bild des gewöhnlichen Menschenlebens. Man kann zur Behauptung seiner Sache Schilderungen von dem Leben einiger Menschen vorbringen, die entweder meistens glücklich oder unglücklich waren. Aber man darf sich nur erinnern, daß es hier so wie bei allem in der Welt Ausnahmen giebt. Der gewöhnliche Mensch hat nicht so viele Freuden, als einige träumen, aber auch nicht so viele Leiden.

## 3.

Freude macht uns zu allgemeinen Menschenfreunden; und Traurigkeit läßt uns Allen gram sein, oder Wenige ausschließend lieben. — Der Traurige liebt die Einsamkeit; der Freudige sucht Menschen, denen er sein schwellend Herz ausgießen kann. —

## 4.

Große Männer loben sich selten: aber sie brauchen es auch nicht. Täglich summet ihnen das Gerücht von ihrer Vortrefflichkeit in die Ohren. Kleine Geister werden nicht müde, von sich Gutes und Schönes zu sagen. Die Ursache ist, weil Niemand je dergleichen von ihnen gesagt hat. Sie wollen nun Lob. Eignes muß daher die Stelle des fremden ersetzen.

## 5.

Unser Schöpfer hat alle Mittel angewandt, um in uns die Liebe gegen Andere zu erwecken, zu nähren — die Liebe, die uns das Leben so süß macht, die uns jedes Leiden mit verdoppelter Kraft ertragen läßt. Eine Flamme lodert unaufhörlich in unserm Busen, die uns zur Freude entzündet, wenn wir Andere fröhlich sehen, und die unser Herz in Unmuth kochen

läßt, wenn Andere Thränen vergießen — wir nennen sie Menschenliebe. Ein Mittel hiezu sehe ich in jener Anziehung der Gesichter, die man Schönheit heißt. Dieser Reiz im Anblick, der unsre Seele so anlockt, dieses Schmelzende, das unsre Herzen in Behmuth zerfließen und unsre Augen zärtliche Thränen herausweinen läßt — dieses Göttliche in menschlichen Gesichtern knüpft das Band, das ohnehin ein immer reger Trieb bindet, noch fester, noch inniger zusammen. — O ich möchte eher vor dem Bild der alles Schönen und Vollkommenen niederfallen, hinauf zu ihm weinen, wenn ich eine rührende Schönheit erblicke, als wollüstige Gedanken haben.

Was nun an diesen frühesten Aeußerungen Jean Pauls besonders auffallen muß, ist, daß darin noch nicht eine Spur jener dichterischen Eigenschaft wahrzunehmen ist, als deren vorzüglichsten Vertreter die Geschichte der deutschen Literatur ihn nennt. Religiöse Betrachtungen, philosophische Forschungen, Beobachtungen der Natur und des Menschenlebens bilden den Hauptinhalt seines Denkens und Dichtens; kaum daß in die anthropologischen Bemerkungen, deren Grundton Liebe und Freude ist, sich ein leichter satirischer Zug mischt. Aber freilich konnte der ihm eigne Humor auch nur auf diesem Grunde wachsen; denn nur die von Gott, Freude und Liebe erfüllte Seele durchfliegt ungeschädigt alle Höhen und Tiefen und gewinnt der Thorheit ihre heitre, der Weisheit ihre schwache Seite ab und der bunten und verkehrten Welt ihren ewigen Zusammenhang mit Gott.

Dagegen hatte jene bereits in dem Verhältniß zu Dethel ans Licht getretene, unserm Dichter in hohem Grade eigne, Weichheit des Gefühls, die vor dem Schimmer des Mondes und dem Schlag der Nachtigall, wie vor dem Lebe-

wohl des Freundes in Thränen überströmt, jene durch Werther und Siegwart angeregte oder gesteigerte Schwärmerei für Liebe und Verzweiflung und Selbstmord, von der seine Phantasie in Flammen gesetzt war, ihren Ausdruck gesucht in einem Roman, den er — nicht ohne leicht zu errathende Beziehung — „Abelard und Heloise“ nannte, und der sich in Form von Briefen von seiner Hand sauber geschrieben und geheftet, mit dem Datum „Jänner 1781“ im Nachlaß vorfindet. Das vorgesezte Motto: „Der Empfindsame ist zu gut für diese Erde, wo kalte Spötter sind; — in jener Welt nur, die mitweinende Engel trägt, findet er seiner Thränen Belohnung“ bezeichnet hinlänglich die Stimmung des Buchs. Der Held ist ein junger Mann, der vom Land in die Stadt aufs Gymnasium kommt; er schildert in Briefen an einen Freund die Verhältnisse der Schule, Lehrer und Schüler — wie es scheint unter dem Einfluß von des Dichters eignen oben geschilderten Erlebnissen — findet nach langem vergeblichen Sehnen unter Lehrern endlich einen gleichgestimmten Freund, „den er täglich sieht; bei dem er Götterwonne genießt; der Abends, wenn der Mond sein Zimmer erleuchtet, mit wehmüthigen Tönen auf dem Klavier phantastert, die immer trauriger, dumpfer, seelenschmelzender werden, die so silbern in die Seele hineintönen,“ und mit dem er von Herzen weint. Während der Hundstage geht er mit ihm nach seiner Heimath aufs Land und lernt hier in der Tochter eines Kaufmanns im benachbarten Städtchen den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit kennen. Er liebt und — glücklich. Heloise giebt sich der Seligkeit der ersten Liebe mit ganzer Seele hin und ein Himmel mit all seiner Glut, aber auch all seiner Heiligkeit umfängt ihre Herzen. Sie wohnt seit kurz-

zem bei einem Dunkel, dem Amtmann, im selben Ort mit ihm, wo sie sich ungezwungen sehen. Hier findet sich auch Gelegenheit, den Grundton der Dichtung noch einmal in bestimmte Weisen zu fassen. Die Liebenden, der Freund und der Amtmann sitzen in einer Laube beisammen. Das Gespräch gerieth durch eine wunderbare Wendung auf die neuen Göthefianer-Empfindler. Der Alte hatte so was davon gelesen und gehört, sah aber das Ding ganz auf der schiefen Seite an. „Mich ärgert's, schreibt Abelard, daß man über die Empfindungen und Gefühle Andreer urtheilen will, ohne ihren Werth, ihre Beschaffenheit noch selbst empfunden zu haben. Wer lästert am meisten den Goethe? Nur der, der ihm nicht nachfühlen kann, nur der Kalte. Noch nie hab' ich einen Jüngling gekannt, der Sinnes- und Gefühlskraft genug hatte, mit einem Goethe zu sympathisiren, welcher auf ihn geschimpft, oder ihn behohnlächelt hätte. Aber wohl ausgedörrte Pedanten, alte Knasterbärte genug, die seinen Namen entehrten. Aber Manche übertreiben's im Empfinden.“ „Wo ist aber, versetzt' ich, die Grenze gezeichnet, wie weit man empfinden soll. Ist nicht Alles relativ? Der viel, der wenig — jeder nach seinen individuellen Kräften und Anlagen dazu. Und ich will's lieber übertreiben, lieber mich ganz hinreißen lassen von der Menschheit edlen Gefühlen, als kalt wie ein Stein sein, Mitleidsthränen weglächeln, Andere im quälenden Jammer mit hölzernem Herzen, dürrem Gehirn, trocknen Augen sehen. Jesus weinte manche menschenfreundliche Thräne beim Grabe eines Lazarus — o! es regte sich in ihm menschliches Gefühl, die Saiten seines Herzens tönnten den Klagen der Unglücklichen in einem solchen Einklang zu, daß es Schande für uns wäre — — Ich wollte fortfahren, als der Alte so

gleichgültig, so ungerührt von jegigen Staatsfachen an zu schwagen fing, daß ich vor Unmuth mich entfernen und mir Luft machen mußte.“ Die Liebenden aber verstehen sich und ihre Herzen fließen bei Sternenschimmer und Mondesglanz, bei Rosenduft und Vogelsang und beim Anblick unglücklich Liebender zu ewiger Vereinigung in einander über. Die Stunde aber der Trennung schlägt auch. Abelard bezieht die Universität und Heloise wird vom herzlosen, berechnenden Vater einem Andern zur Frau bestimmt. Leiden auf Leiden. Endlich scheint das Glück günstiger. Der Nebenbuhler tödtet einen Gegner im Duell und muß fliehen. Allein auf der Flucht kehrt er bei seiner Verlobten ein und macht, da er doch auf ihren Besitz verzichten muß, einen natürlich vergeblichen Versuch, sie zu entehren, verletzt sie aber durch die zur Drohung gebrauchte Waffe tödtlich. Abelard kommt auf die Nachricht von diesem Unglück zu ihr, um ihr die Todesstunde durch erneuten Liebeschwur und die Aussicht auf ewige Vereinigung jenseits zu erleichtern. Sie stirbt und er folgt ihr wenige Tage nachher durch freiwilligen Tod. —

„Dies ist die Geschichte des Jünglings“, so schließt der Dichter, „den wir aus seinen Briefen kennen gelernt haben. Ruhig rinn' ihm von des Edlen Wangen eine Thräne des Mitleids! Liebt den Unglücklichen, er verdient wahrlich eure Liebe! Ahmt ihm aber nicht nach! Und o ihr Liebenden, die ihr gleiche Qual mit ihm duldet, laßt euch seine Geschichte zum Troste dienen. Verzaget nicht, wenn euch Leiden drängen. Und wenn eures Kummers zuviel ist, so blicket in jenes Leben, — und wenn eure liebenden Herzen hier geschieden sind, so erwartet das Wiedersehn in Gottes seligem Himmel — wo alle sich wieder erkennen, Freund und Freundin,

Werther und Lotte, Siegwart und Marianna — und alle — und auch Du und ich.“

Das warme Gefühl, aus dem diese Dichtung hervorgegangen, die schwärmerische Empfindsamkeit, in welcher der Verfasser ganz befangen erscheint, hinderten ihn indeß nicht, wenige Monate nachher — am 9. August 1781 — folgendes Urtheil über den Roman auf die Rückseite des Titelblattes zu schreiben:

Fehler: Dieses ganze Romänchen ist ohne Plan gemacht, die Verwicklung fehlt gänzlich und ist alltäglich und uninteressant. Die Charaktere sind nicht sowohl übel geschildert, als gar nicht. Man sieht vom Abelard und von der Heloise nichts als das Herz; man sieht nichts von ihrem Verstande; es ist keine ihrer Neigungen ausgemalt; nicht einmal die Empfindung der Liebe ist wahr dargestellt. Ueberdieß ist alles überspannt; bei vielem empfindet man nichts, eben weil es sehr empfindelnd sein sollte. Es ist auch wider die Wahrscheinlichkeit gefehlt. Es ist sehr fade &c. Die Sprache ist nicht göthesianisch; aber sie ist schlechte Nachahmung der Göthesianischen.

Schönheiten: Es ist nicht überall die Sprache des Herzens verstellt; die Schilderungen von Szenen aus der Natur sind nicht gänzlich mißrathen; das Deutsche ist nicht ganz elend; es ist wenigstens nicht dem Deutschen ganz ähnlich, welches die heutigen Kraftgenies schreiben. Auch findet man einzelne gute Bemerkungen hierinnen und ich würde mehr bemerkt haben, wenn ich hätte weniger empfindeln wollen. Endlich für mich hat dieses Büchelchen die Schönheit, daß es einen meiner besondern Zustände meines Herzens einer ge-

wissen Zeit darstellt, den ich jetzt für Thorheit halte, weil ich das Glück nicht habe, noch derselbe Thor zu sein.

So frühzeitig erhob Jean Paul sich über sein Gefühl, ohne die Wärme oder Kraft desselben im mindesten zu schwächen, so wie er, ohne die angeborne Liebe zu den Menschen zu kränken, den Blick für ihre Thorheiten schärfte und die Uebel der Welt durchschaute, und diese doch aus voller Seele als Quelle der Freuden pries. Und diesen Grund legte der Jüngling zu einer Zeit, als der erbittertste Feind des Lebens, äußere Noth, mit Ungestüm auf ihn eindrang. Am 17. April 1779, also kurz nach seiner Ankunft in Hof, hatte er seinen Vater durch den Tod verloren. Der Mutter waren, außer ihren fünf Söhnen, von denen der Gymnasiast der älteste, nur Schulden als Erbschaft geblieben. Die Großältern, bei denen Fritz (so hieß J. Paul daheim) wohnte und von deren Unterstützung die Mutter ganz abhängig geworden war, starben bald hintereinander; über die ohnehin nicht sehr bedeutende Erbschaft erhob sich ein Prozeß mit Verwandten, die sich verkürzt glaubten, der das kleine Erbgut fast aufzehrte, und so brach über Richter Armuth und großes äußeres Elend herein, vor deren aufreibenden Wirkungen er sich nur durch ununterbrochene geistige Thätigkeit und durch die Freudigkeit, mit der er ihr ergeben war, bewahrte.